

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 7

Artikel: Die andere Seite
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-707185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

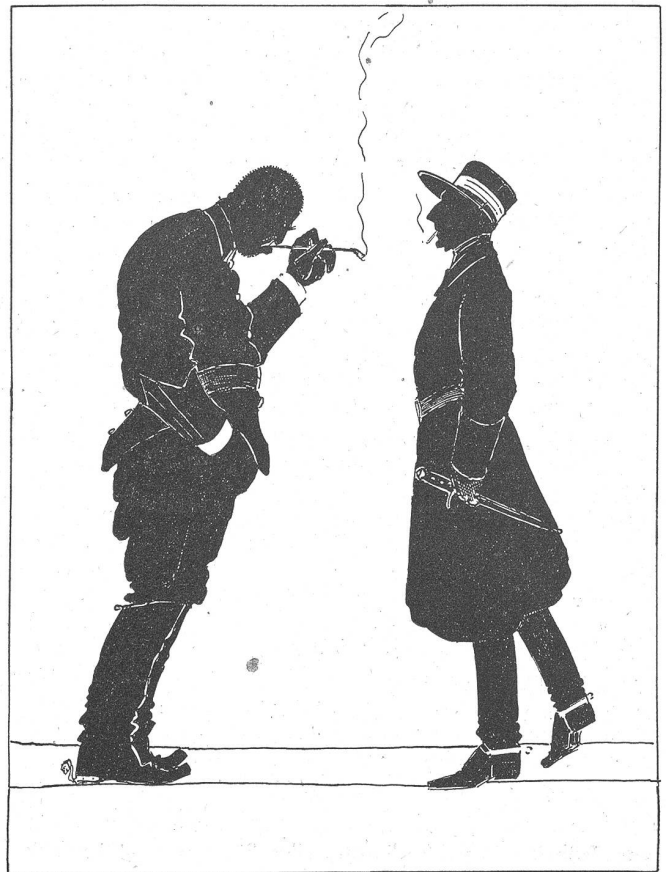
Die andere Seite

In Parlament und Presse wurde die Internierung gründlich durchleuchtet. Der Bundespräsident parierte die Angriffe mit der Feststellung, daß die verantwortlichen Stellen das bestmögliche für die Flüchtlinge leisten und der Zustand mit allen Licht- und Schattenseiten zum mindesten annehmbarer sei, als wenn 80 000 Schweizer mit ihren Eigenarten im Ausland interniert wären. Der Uebergang von Armee- zu Zivilverwaltung brachte nach außen wenig spürbare Änderungen. — Was der Stab der Sektion für Internierung und Hospitalisierung vom Bundeshaus in Bern aus mit organisatorischer Arbeit erreichte, ist bei anderem Anlaß zu würdigen. Hier soll kurz in Wort und Bild das bewegte Leben und der Betrieb draußen im Abschnitt mit Lagern, Kantonementen, Baracken, Krankendepots, Küchen, Magazinen und Arbeitsplätzen geschildert werden.

Ein Kommandant, dem die Sorge für Leib und Seele, Leben und Gesundheit, Bewachung und Disziplin von 8000 bis 9000 Italienern, Deutschen und Russen in 80—90 Gemeinden anvertraut ist und auch am Herzen liegt, spürt nach jedem Tagewerk, daß er von früh bis spät ein vollgerüttelt Maß von Pflichten zu bewältigen hatte. Hierbei sind vor allem Menschenkenntnis, Takt und Diplomatie erforderlich und bestimmt maßgebender als alle Reglemente. Das geht schon daraus hervor, daß die Organisation seit 1939 durchgeführt und meist improvisiert werden mußte, während die gesammelten «Administrativen Weisungen» für die Verwaltung der Militär-Interniertenlager rund 200 Seiten stark am 1. Mai 1945 also quasi post festum in Kraft traten.

(Personelles zu Doppelbild von Kdt. und San.-Dienstchef.)

Der Kommandant eines großen Abschnittes war Kavallerieoberst aus altem Geschlecht, von selten geistiger Reg-



II

samkeit und körperlicher Elastizität, wie sie dem Soldaten und Reiter eigen sind und bleiben.

Nach Tradition der Vorfahren hatte er einst Kriegsdienste unter Frankreichs Fahnen geleistet. In der Folge befehligte er Truppen in Marokko. Die soldatische Laufbahn in der Heimat führte ihn zu Armeestab und Internierung, wo seine auf militärischen und diplomatischen Missionen gesammelten Erfahrungen wertvoll wurden, wenn es galt, verworrene Situationen geschickt zu lösen. Da er seinerzeit auch nach Deutschland abkommandiert war, gelang es ihm jetzt, der Mentalität der deutschen Internierten ebensogut Rücksicht zu tragen, wie er sich mit Franzosen, Marokkanern und Spahis in ihren heimatlichen Idiomen verständigen konnte.

Als ältester Dienstchef war ein Oberst der Sanität zugeteilt, der mit den Zivilärzten des Abschnittes der Gesundheit die nötige Sorgfalt angedeihen ließ. Im Gegensatz zu dem Kommandanten berichtete er in Mußestunden hauptsächlich von Deutschland und der schönen Zeit, da er während mancher Semester die alte Burschenherrlichkeit der deutschen Universitäten genossen hatte.

Weitere Hilfskräfte oder Lagerkommandanten waren teils Auslandschweizer, teils junge Offiziere, die im Zivilverhältnis oder in kurzen Ablösungsdiensten mitwirkten. Für Rechnungsführung, Materialkontrolle, Fürsorge standen Unteroffiziere, Soldaten und Hilfsdienstpflichtige zur Verfügung. Davon waren die rühmlichen Ausnahmen gewandte Praktiker, der namhafte Rest aber ungenügend vorbereitete Leute, die kamen und wieder verschwanden, wie im Taubenschlag.

(Bild 2, Auffanglager Büren a. d. A.)

Wenn an unsern Landesgrenzen in Nord, West und Süd die Anstürme von Flüchtlingen durch Grenzwachtkorps und



III

Territorialdienst angehalten, gesammelt, nach Kategorien «Zivil oder Militär» gesondert und alle ärztlich untersucht waren, gelangten die Militärinternierten in die Auffanglager. Hier standen Baracken in genügender Zahl, sanitäre Einrichtungen und Arbeitsmöglichkeiten für die Uebergangszeit bereit. Quarantäne und Karenzfrist zwecks Angewöhnung der Internierten waren im Interesse der einheimischen Bevölkerung unerlässlich.

Von französischen Internierten, darunter Schriftstellern von Ruf, geschrieben, schildert ein hübsches kleines Buch unter dem Titel «Tels qu'ils nous ont vus» in Wort und Bild die ersten Eindrücke beim Uebertritt in die Schweiz, sowie die gastliche Aufnahme in Dörfern und Lagern.

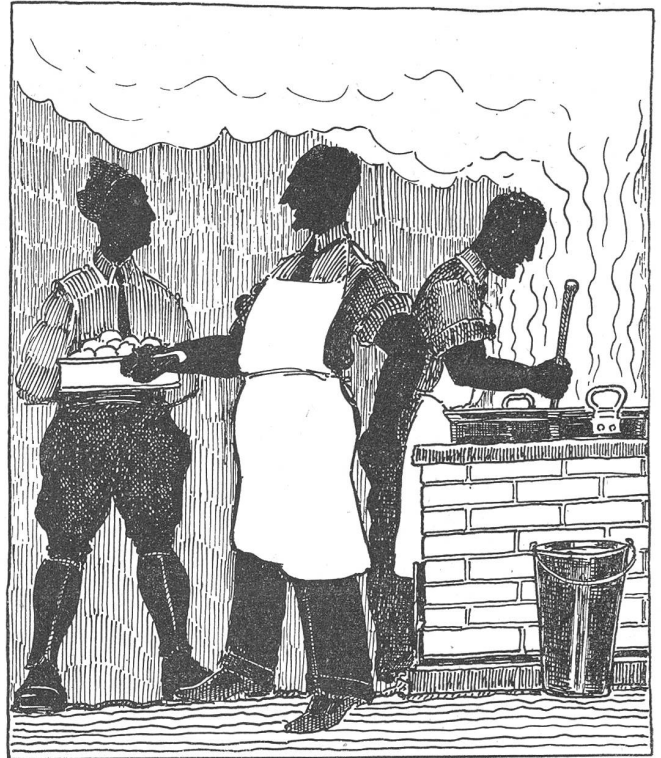
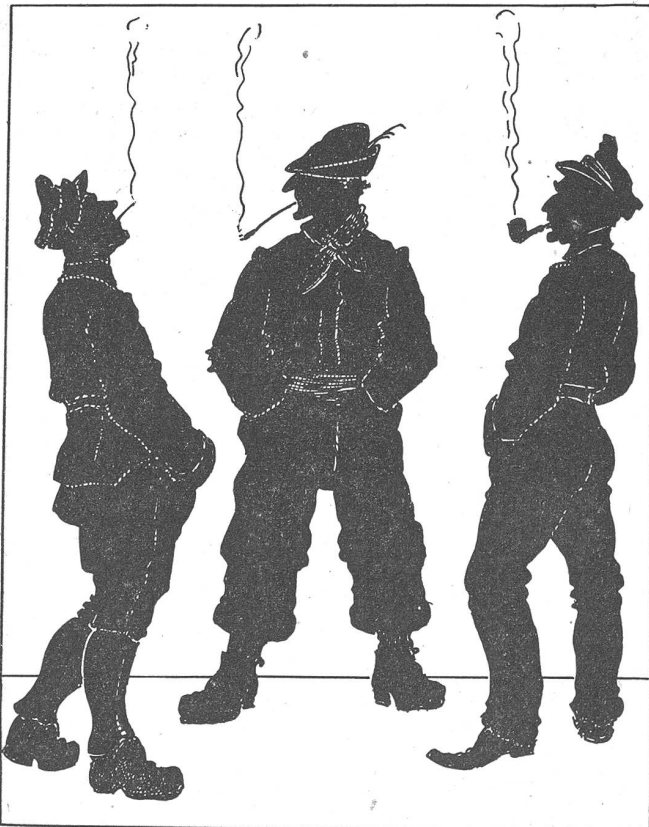
Als die Italiener, sowohl reguläre Truppen als Partisanen, teils in abgetragenen Uniformen, teils zivil anrückten, sah man, wie die einen ihre Gefühle in unnahbare Verslossenheit hüllten, während andere sichtlich froh waren, an sicherem Ort als Kulturreserve die Zukunft abwarten zu können. Neben Soldaten, die von Strapazen zermürbt, Nervenzusammenbrüche erlitten, fanden sich die Philister, welche sich vor allem erkundigten, was an Speise und Trank für sie bereit stehe.

Die deutschen Zöllner und Truppen waren beim Uebertritt in die Schweiz der Ansicht, es handle sich nur um einen kurzen Aufenthalt auf ihrer Durchreise. Sie wollten nach drei Wochen wieder heim ins Reich, um am Endsiege teilzunehmen.

Die Russen schlossen sich im Lager zu ihrem Kollektiv zusammen und harrten fatalistisch ihrer Erlösung. Amerikaner und Engländer paßten sich rasch in die neuen Verhältnisse ein und schätzten wie Lebenskünstler die Internierung als «holidays in Switzerland».

(Drei Soldaten warten auf Arbeit.)

Für die Internierten galt Arbeit als Heilfaktor. Ablenkung von Trübsinn und Verdienstquelle. Für unsere Arbeitgeber aber waren die Internierten, wie in Friedenszeiten die Saisonarbeiter, willkommene Hilfskräfte in Landwirtschaft, Brennstoffversorgung, Handwerk und bis hinauf in Wissenschaft



und Kunst. — Der Arbeitseinsatz besorgte die individuelle Auslese, Vermittlung und Lohnabrechnung. So fand sich für Tausende nützliche Tätigkeit.

Ein Medizinprofessor aus Mailand betreute mit seinen Assistenten das Krankendepot. Sänger und Musiker von Rang betätigten sich in Konzerten. Maler und Bildhauer erhielten Gelegenheit, ihre Kunst auszuüben. Fußballer und Boxer übten und maßen ihre Kräfte. — Muratori fanden bei Hoch- und Tiefbau Verwendung und die Manovali traten mit Monats-, Wochenverträgen oder tageweise bei Bauern in Dienst. Um einerseits der komplizierten Verrechnung auszuweichen und andererseits die Vorteile von besserer Kost und höherem Lohn auszunützen, zogen Meister wie Internierte vielfach die Schwarzarbeit vor. Wenn beide Teile miteinander zufrieden waren und kein Konkurrent oder allzu eifriger Heerespolizist Anzeige erstattete, hielt man den Zweck der Sache für erreicht und drückte beide Augen zu.

(Bild: Küche.)

Im Militär gehen nicht nur Liebe und Sympathie durch den Magen, sondern auch Leistungserfolg und nicht zuletzt die Disziplin. Nach mancherlei Erfahrungen wurde daher die Verantwortung für den Küchendienst, d. h. die Zubereitung der Speisen, den Internierten übertragen. Als Chefs de cuisine funktionierten zum Teil Fachleute, die in ersten Hotels und Großrestaurants von Weltstädten gelernt oder gewirkt hatten und ihr Amt bei den Internierten-Mannschafts-Küchen mit souveräner Geste ausübten. Mit den Rationierungsvorschriften standen sie meist auf Kriegsfuß. Zudem reichte der Ansatz von Fr. 2.20 pro Mann und Tag nicht für ausländisch gewürzte Spezialitäten. Wurde der Kredit überschritten, war der einheimische Rechnungsführer als Sündenbock verantwortlich. Hin und wieder wurde die Ordnung in und um die Küchen beanstandet. Das hinderte aber nicht, daß die Kost in der Regel ausreichend und gut war, was durch Gesundheitszustand und Gewichtszunahme der Internierten einwandfreie Bestätigung fand.

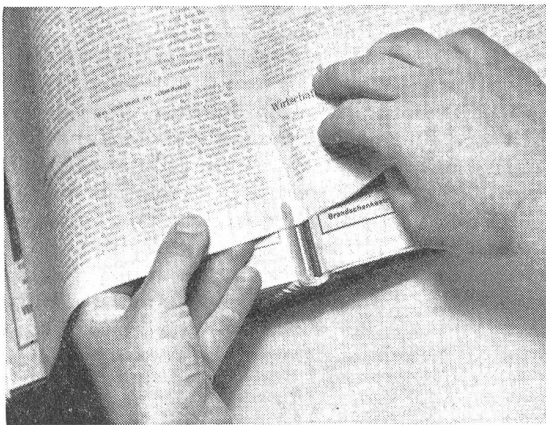
Hatten die internierten Ausländer nichts zu reklamieren und wurde ihren Wünschen und Mägen Rücksicht getragen, so waren unsere Schweizertruppen von der fremden Kost oft



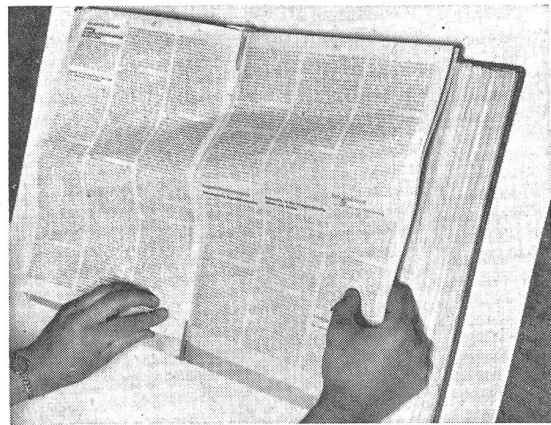
Dieser schöne Einband für jeden Abonnenten

der Wert darauf legt, den
«Schweizer Soldat» zu sammeln und aufzubewahren.

Von Jahr zu Jahr gehen immer mehr Anfragen um Einbanddecken für den «Schweizer Soldat» ein. Wir haben deshalb intensiv nach einer Möglichkeit gesucht, all diesen Wünschen unserer Abonnenten gerecht zu werden. Heute möchten wir Ihnen nun die gefundene Lösung zeigen. Sie ist auf dieser Seite illustriert und ermöglicht jedem Abonnenten das Einbinden des «Schweizer Soldat» selbst und zwar von Ausgabe zu Ausgabe vorzunehmen. Der Mechanismus dieser Sammelmappe ist denkbar einfach und Ende des Jahres haben Sie den kompletten Einband beisammen. Der Einband ist unverwüsllich, ein Loslösen der Nummern ist ausgeschlossen, jedoch können **einzelne Exemplare im Bedarfsfall leicht und rasch herausgenommen und nachträglich wieder eingefügt werden.**



So wird's gemacht

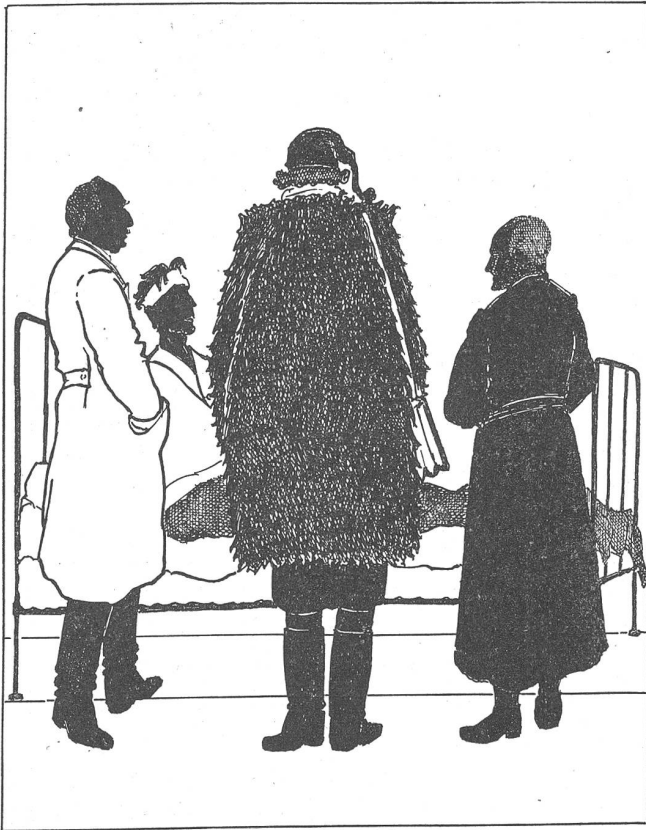


Und schon ist's fertig

Der Papierkontingentierung halber konnten wir vorläufig nur eine beschränkte Zahl solcher Einbände anfertigen lassen. Wir raten Ihnen deshalb, Ihre Bestellung **sofort aufzugeben**. Diese werden in der Reihenfolge ihres Eingangs ausgeführt.

Preis der kompletten Sammelmappe **Fr. 9.—** inkl. Porto und Wust. Lieferung nur gegen Vorauszahlung auf Postscheckkonto: «Der Schweizer Soldat», Zürich, VIII / 1545.

VERLAG «DER SCHWEIZER SOLDAT»
BRUNNGASSE 18, ZÜRICH 1.



weniger erbaut. Bei der prekären Versorgungslage unseres Landes galt es nachgerade als Kunst, zwischen den Klippen von Rationierung, Verpflegungsansatz und schwindenden Vorräten durchzusteuern. Wünsche von links und rechts über Verbesserung des Menüs, aber auch Reklamationen über den «Schweinefraß» wurden als unzeitgemäße und grobe Entgleisungen behandelt. Ein Trost für die Rechnungsführer der Lager blieb die leidige Tatsache, daß auch höhern Ors rasch und unvermerkt vier- und fünfstellige Defizite im Küchenhaushalt entstanden und gedeckt werden mußten.

(Bild: Kronprinzessin im Krankendepot.)

In der Zeit, da die Stürme von Krieg und innerem Zwiespalt verheerend über das unglückliche Italien hinweg brausten, fand die Kronprinzessin Maria José den Weg zu den Lagern ihrer internierten Soldaten. Sie überzeugte sich persönlich vom Zustand von Kantonementen und Krankendepots und erkundigte sich eingehend über Befinden, Behandlung und Verpflegung ihrer Landsleute. Der Besuch bahnte neue Wege guten Einvernehmens an und beseitigte mancherlei Spannungen, die sich zwischen Internierten und einheimischen Stellen im Laufe der Zeit gebildet und gestaut hatten. Wenn schon auch in den Lagern der Italiener der Not entsprechend die Zustände nicht durchweg ideal waren, und allen Wünschen entsprachen, so fand die italienische Regierung für die Aufnahme und Betreuung ihrer Landsleute dennoch Worte der Anerkennung, die in einem Dankschreiben an den Schweizerischen Bundesrat beredten Ausdruck fanden.

W. S.

Zürich, 11. Oktober 1945.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstmanöver

Ja — und dann jene goldenen Herbsttage, in einem Lande, da zwar nicht Milch und Honig fließen, wo aber Trauben duften und goldgelbe Maiskolben an der Sonne hangen, wo das Land nicht aufhört, bis in den Winter hinein ein bunter, farbiger Blumengarten zu sein und wo ganze Abhänge mit ihren violetten und roten Kastanienwäldern zu brennen scheinen — jene Tage haften im Gedächtnis und erscheinen, so schön sie ohnehin gewesen sind, später auf lange, lange Zeit hinaus in zauberhaft verklärtem Licht und werden so zum großen Erlebnis.

★

Bei Ponte Brolla gabelt sich die Straße, zieht sich rechts durch ein wahres Felslabyrinth ins Maggital hinauf und bummelt links dem Hang nach ins Centovalli hinein. Valle Maggia, wie weich dieser Name klingt! Maggia, wie übermütig dieser Bach aus Felsen und Wald hervorsprudelt! Könnte man wählen und wäre man ungebunden, der Weg führte hinauf, diesem lustigen Wasser nach. Der Befehl aber heißt Centovalli, so lenke ich die Schritte auf jene Seite, wo über der Schlucht Intragna winkt. In langen Serpentinien zieht sich die Straße nach hinten und die Strecke ist für ein verletztes Knie etwas viel. Vielleicht aber holt mich auf halbem Weg das Auto ein, dann ist alles nicht halb so schlimm.

Eigentlich nett vom Doktor, mir zu dieser Reise zu verhelfen. Im Krankenzimmer hatte ich mich mit ihm regelrecht angefreundet, vielleicht einzig aus dem Grunde, daß ich der einzige war, mit dem er eine Partie Schach drehen konnte. Wenigstens bewies er mir seine Sympathie dadurch, daß er meiner Knieverletzung größ-

te Aufmerksamkeit angedeihen ließ, wofür er mich dann aber abends rücksichtslos schachmatt zu setzen pflegte.

Das große Manöver berief ihn zum Schiedsrichter und da mein Knie nach rein militärischen Ansichten nahezu marschfähig, nach medizinischen Gutachten aber doch noch zu wenig strapazierfähig war, erhielt ich den Befehl, die weiße Binde um den Arm zu legen und zum Doktor ins Auto zu steigen.

Laut Manöverplan sollte sich der Höhepunkt der Schlacht irgendwo auf den Höhen zwischen Langensee und Centovalli zutragen; da aber vereinzelt Gewehrgeknatter immer noch in der Nähe des S. Bernardo zu vernehmen war, schickte mich der Arzt voraus, Unterkunft zu suchen. Irgendwo im Centovalli, sagte er, möglichst hinter Intragna. Wann er nachkomme, wisse er noch nicht. Sollten Sie etwas finden, bevor wir Sie einholen, hängen Sie diese blaue Fahne aus dem Fenster, oder in der Nacht ein rotes Licht. Der Chauffeur wartete mit dem Wagen in Solduno, der Hauptmann stolperte gegen den S. Bernardo hinauf und ich bummelte seelenvergnügt, mit Gott, der Welt und meinem Befehl zufrieden, Ponte Brolla und dem Centovalli entgegen.

Schon liegt Intragna hinter mir und wie ich auf die nächsten paar Häuschen zusteuere, erinnert mich aufsteigender Rauch und der unverkennbare Duft von Maisbrot plötzlich daran, daß auch der Magen endlich zu seinem Recht kommen dürfte. Uebrigens, Corcapolo — welch ein lustiger Name! Wie dieses Wort über die Zunge kugelt! So sympathisch wie der Name, so sympathisch das ganze Nestchen mit seinen uralten Steinhäuschen und dem

stockdunkeln Grotto. Eine Minestra aber verstehen sie hier zu kochen, potz tausend, die zerschmelzt auf der Zunge, beinahe wie die Butter, in der sie die Spiegeleier backen. Der Valpolicella geht obendrein und auf die Polenta, die sie im schwarzen Kessel über dem Kamin noch zuzubereiten gedenken, verzichte ich mit tausendfach gestammeltem Dank.

In der Società Cooperativa verlange ich Trauben. «Leider keine mehr», bedauert die Verkäuferin und überschwemmt mich mit liebenswürdigem Redeschwall, von dem ich knapp die Hälfte verstehe. Nur soviel ist mir klar, daß der letzte Rest Trauben ins Faß gewandert und der Gärung entgegengeht. Eigentlich allein aus dem Grunde, mit einer anregenden Gesellschafterin noch eine Weile plaudern und einen eventuellen Unterkunftsorrt ermitteln zu können, erstehe ich mir Ansichtskarten und Zigaretten, kaufe, bis jemand hinter mir fragt, ob er eigentlich auch noch etwas kriege.

«Aber bitte, Signor Podestà, prego, che cosa vuole, prego?» Den Titel habe ich mir gemerkt. Signor Podestà, das ist der Herr Gemeindepräsident höchst persönlich, in Hemdsärmeln steht er da, die Dächlimütze auf dem Kopfe und die unvermeidliche Brissago im Mundwinkel. Man sieht ihm an, daß er etwas zu sagen hat, beide Daumen stecken in den Westenärmeln und sein Lächeln schwankt zwischen Wohlwollen und autoritärer Ueberlegenheit.

«Der Signor wünschte Trauben», erklärt die Verkäuferin, «wir haben aber leider keine mehr, sie sind alle ausgepreßt.» «Fa niente», sagt er, «ich habe!» Bittet mich mit vielen Worten, mich ihm anzuschlie-